

«Eine Debatte ohne Streit gilt hier schnell als langweilig»

Die Schweizer Architektin REGULA LÜSCHER, seit einem Jahr Berliner Senatsbaudirektorin, über politische Kämpfe, deutsche Eigenheiten und ihre Einsamkeit in der Grosstadt



Regula Lüscher, 47: «Der Schweizer Akzent löst viel Sympathie aus»

VON ESTHER GIRSBERGER (TEXT),
DOMINIQUE BUTZMANN (FOTOS)

Frau Lüscher, wie kommt es, dass eine stellvertretende Direktorin des Zürcher Amtes für Städtebau zur obersten Stadtplanerin Berlins berufen wird?

Ich weiss es bis heute nicht genau. Eines Tages rief mich meine jetzige Chefin an, die Senatorin für Stadtentwicklung. Sie fragte mich, ob ich mir das Amt der Senatsbaudirektorin vorstellen könne. Natürlich habe auch ich sie gefragt, wie sie auf mich käme, wobei ich nicht erwartete, darauf eine Antwort zu bekommen. Wir hatten dann ein halbstündiges, sehr anregendes Telefongespräch.

Und dann?
Ich hatte ohnehin geplant, mit meinem Patenkind ein Wochenen-

de in Berlin zu verbringen. Das tat ich auch, und traf mich zum ersten Mal mit Senatorin Junge-Reyer. Sie führte natürlich mit vielen Kandidaten intensive Auswahlgespräche. Ich fuhr daher immer wieder nach Berlin und immer alleine. Ich wusste ja, dass ich alleine nach Berlin ziehen würde, sollte ich die Stelle annehmen. **Ihr Partner hatte keine Lust, Sie zu begleiten?** Er ist beruflich stark engagiert in der Schweiz. Wir hätten hier nicht viel voneinander, mein Job ist enorm anstrengend und zeitaufwändig. Von diesem Aspekt her gesehen ist es gut, dass wir uns geografisch nicht nahe sind. **Mit welchen Intentionen sind Sie durch Berlin gelaufen, als Sie sich überlegten, die Stelle anzunehmen?** Man sucht natürlich schon die Aufgaben, die auf einen zukom-

BERLINER BAUHERRIN

Seit einem Jahr arbeitet die Schweizer Architektin Regula Lüscher als **Senatsbaudirektorin** in Berlin und ist damit in der Position einer **Staatssekretärin** quasi die oberste Bauherrin der deutschen Hauptstadt. 1961 in Basel geboren, arbeitete Regula Lüscher nach dem Studium an der ETH Zürich während zehn Jahren als Architektin, darunter auch im Büro ihres Ex-Mannes Patrick Gmür. Sie wechselte 1998 ins Amt für Städtebau der Stadt Zürich und wurde 2001 zur Stellvertretenden Direktorin befördert.

men. Auf den ersten Blick hatte ich den Eindruck, dass es eigentlich gar nicht mehr so viel zu tun gibt, dass die grossen Themen schon abgehandelt, planmässig gezeichnet und zum grossen Teil schon umgesetzt sind. Wenn man sich dann etwas länger umsieht, sieht man die vielen Brachen und das enorme Entwicklungspotenzial, das grösser ist als in irgendeiner anderen Stadt.

Warum?
Weil Berlin praktisch ganz zerstört war und die Wunden der geteilten Stadt heilen müssen. Und weil es in Berlin sehr viel Platz hat.

In Zürich konnten Sie expandieren, und hier müssen Sie verdichten?

Nein, diesbezüglich ist der Unterschied zu Zürich gar nicht so gross. Während meiner Zeit beim Amt für Städtebau ging es vor-

allem darum, ehemalige Zürcher Industrieareale zu transformieren. Das ist auch eine Stadtentwicklung nach innen. In Berlin geht es eigentlich um dasselbe mit dem Unterschied, dass es hier nicht nur Konversionsareale sind, also Umnutzung von ehemaligen Industriearealen mit viel Bestandsbauten. In Berlin gibt es sehr viel mehr Brachen, wo die Spurensuche differenzierter und feiner erfolgen muss, da sehr viel Substanz oft verschwunden ist. **Was ist einfacher? Zu wissen, wie es einmal war, oder die totale Brache vor sich zu haben, auf der man einen Neuanfang machen kann?**

Ersteres ist einfacher. Weil ich überzeugt bin, dass Stadtentwicklung und Stadtstrukturen immer auf Wurzeln basieren. Wenn die Wurzeln und die Geschichte noch sichtbar sind in Form von Subs-

tanz, ist es einfacher, einen Stadtteil oder ein Quartier mit eigener Identität zu entwickeln. Eine Reisbrettstadt zu zeichnen, finde ich schwieriger. Der Entwurf ist nicht das Problem, aber dafür zu sorgen, dass es eine lebendige Stadt wird, das ist sehr anspruchsvoll.

Brauchte es nicht grossen Mut, diese Stelle anzunehmen? Immerhin kannten Sie die deutsche Politik nicht, hatten nie in Berlin gelebt und wussten, dass Sie alleine hier sein würden.

Ja, der Entscheid brauchte Mut. Ich hatte zwei schlaflose Nächte.

Nur?
Na ja, mir reichten sie. Am schwierigsten war die Nacht vor dem Tag, an dem der Entscheid im Café Einstein Unter den Linden fiel.

«Was an
Architektur aus
der Schweiz
kommt, hat einen
guten Namen»



FORTSETZUNG VON SEITE 25

Ich habe mir unzählige Male die Frage gestellt: Kann ich das? – mit einem solch charismatischen Vorgänger, wie es Hans Stimmann war, ohne Kenntnis der deutschen Politik, ohne meine Strukturen, die ich in der Schweiz sowohl innerhalb der Verwaltung als auch ausserhalb aufbauen konnte.

Warum haben Sie Ja gesagt?

Weil ich neugierig bin und weil ich immer schon den Traum hatte, nach Wien, wo ich tätig gewesen bin, nochmals im Ausland zu arbeiten. Als Städteplanerin steht einem fast nur der deutschsprachige Raum offen, weil die Sprache so enorm wichtig ist. Nochmals Wien wäre eine Option gewesen und dann natürlich Deutschland. Und wenn Deutschland, das wusste ich, dann Berlin.

Wurden Ihre beruflichen und privaten Erwartungen an den Job erfüllt?

Ich hätte nie gedacht, dass der kulturelle Unterschied zwischen der Schweiz und Deutschland so gross ist.

Inwiefern?

In Zürich hatten wir im Amt für Städtebau eine moderne, schlanke Firma. Hier haben wir sehr komplizierte Verwaltungsstrukturen, extrem hierarchisch und mit ganz genauen Abläufen und Abzeichnungsvorgängen. Zweitens haben wir hier natürlich ein völlig anderes politisches System als in der Schweiz, nämlich ein Oppositionssystem. Drittens ist in Berlin sofort alles öffentlich. Es gibt einen anderen Umgang mit Vertraulichkeit. Was man fachlich andenkelt, bleibt nicht lange im engeren Kreis.

Das sind drei gravierende Punkte. Verzweifeln Sie darob nicht?

Es gibt schon sehr schwierige Momente. Ich musste sehr schnell lernen, dass man anders funktionieren und kommunizieren muss. Die Politik spielt eine grosse Rolle neben der Facharbeit.

Sie sind also mehr Politikerin als Fachexpertin?

Ich bekleide ein politisches Amt, bin im Rang einer Staatssekretärin. Ich habe also eine Doppelrolle als Staatssekretärin und Senatsbaudirektorin: Einerseits obliegt

mir die politische Vertretung, andererseits bin ich sehr gefragt in der Rolle als Fachexpertin und muss den Fachdiskurs führen.

Ist diese politische Rolle mit der fachlichen Rolle vereinbar?

Ja, indem ich mit den Vorgaben versuche, steuernd mitzugehen, anstatt dagegen anzukämpfen. Dies sind zwei unterschiedliche Energien, und mit der zweiten bin ich auch in Zürich schon besser gefahren.

Aber in diesem oppositionellen Umfeld werden Sie stark kämpfen müssen?

Allerdings. Es wird mit harten Bandagen gekämpft.

Die Baudirektion arbeitet gegen die Finanzverwaltung?

Ja, zum Teil schon. Wir haben schliesslich auch unterschiedliche Aufträge. Die Finanzverwaltung muss das Land Berlin aus der Finanzkrise herausbringen, wir hingegen haben die «weicheren» Faktoren der Stadtentwicklung zu verfolgen.

Wenn Sie also den Kampf um ein neues Kongresshaus in Zürich verfolgen, entlockt Ihnen das nur ein müdes Lächeln?

Der Kongresshaus-Kampf ist hier der tägliche Courant normal.

Welches ist für Sie der besondere Reiz von Berlin?

Als Städteplanerin haben mich die Brüche gereizt. Dort, wo die Stadt ungeordnet ist, dort, wo sie zum Beispiel gründerzeitliche Spuren hat und plötzlich auf die Spuren der Moderne trifft. Berlin ist eine Stadt, bei der bis ins innerste historische Zentrum die Nachkriegsmode vorgestossen ist, da auch zum Teil vieles kriegszerstört war. Das gibt es in einer Schweizer Stadt kaum. Mich reizt es beispielsweise, bei archäologischen Spuren auch archäologische Fenster zu gestalten und mit moderner, zeitgenössischer Architektur zusammenzubringen.

In Berlin ist die Rekonstruktion sehr wichtig, Ihnen liegt aber die zeitgenössische Architektur am Herzen. Wie bringen Sie diese unterschiedlichen Interessen unter einen Hut?

Seit dem Jahr, in dem ich hier bin, hat sich etwas bei mir verändert. Ich komme aus einem Land, das keine Kriegszerstörungen kennt, das enorm viel Substanz hat und

das sich anhand dieser Substanz geschichtlich orientieren kann. Hier bin ich in einem Land, in einer Stadt, die enorme Zerstörungen erlebt hat und wo es sehr schwer ist, die Logik des Stadtkörpers überhaupt noch zu verstehen. Da stellt sich die Frage nach der Legitimation der Rekonstruktion plötzlich ganz anders. Mein Blick auf diese Frage hat sich verändert. Auch wenn ich nach wie vor eine Verfechterin von zeitgenössischer Architektur bin.

Die weltberühmten Architekten ziehen sich zurück, weil sie an Rekonstruktionen nicht besonders interessiert sind.

Das ist tatsächlich eine Gefahr. Aber nachdem ich mich länger mit diesem Wunsch nach Rekonstruktion befasst habe, bin ich der Meinung, dass es eine grosse architektonische und intellektuelle Herausforderung ist, sich mit dem Wiederaufbau einer Ruine und deren modernen Ergänzung zu befassen, so wie dies zum Beispiel David Chipperfield am Neuen Museum vormacht.

Ihr Vorgänger war sehr umstritten. Gehört diese

Polarisierung zu einem guten Städteplaner?

Für mich ist es ein Unterschied, ob man generell umstritten oder nicht überall beliebt ist. In einer solchen Funktion wird man sicherlich nicht überall geliebt, weil man die öffentlichen Interessen gegenüber den privaten abwägen muss und sich dadurch nicht nur Freunde schafft. Aber während meiner Tätigkeit in Zürich sprach man von mir nicht von einer umstrittenen Person, und das tut man auch hier nicht. Es entspricht nicht meinem Naturell.

Wie spricht man von Ihnen?

Dass ich dezidiert bin, dass ich meine Vorstellungen habe und versuche, diese umzusetzen und auch dafür eintrete.

Es ist auffallend, dass man bis heute, ein Jahr nach Amtsantritt, praktisch nichts Negatives über Sie hört.

Das ist tatsächlich etwas erstaunlich, denn die Berliner Gesellschaft ist sehr Streit- und Kampflustig. Eine Debatte ohne Streit gilt hier schnell als langweilig. Aber wenn man aus der Schweiz kommt, wird man vielleicht erst mal vorsichtiger angegangen.

«Als Städteplanerin haben mich in Berlin die Brüche gereizt»



Als Roger Schawinski zu Sat 1 nach Berlin kam, hagelte es anfänglich Kritik.

Er ist eine sehr polarisierende Persönlichkeit, das bin ich nicht. Deshalb wusste man nicht so viel von mir und hatte mir gegenüber eine abwartende Haltung. Ich bin aber eine offene Person und sage auch mal was Privates in der Öffentlichkeit, wobei das Fachliche immer im Vordergrund steht. Meines Erachtens gehört beides zu meinem Job: dadurch werde ich fassbarer, indem ich auch einmal Nähe zulasse.

Dadurch machen Sie sich verletztlich.

Deshalb lasse ich die Nähe auch nur bis zu einem bestimmten Grad zu. Ich glaube, dass meine Privatsphäre weniger verletzt wird, wenn ich von mir aus ein Stück Privatheit preisgebe. Ich steuere sie, indem ich genau diese Dinge sage, die für mich öffentlich sein können. Der Rest ist dann aber privat.

Haben Sie einen privaten Rückzugsraum hier in Berlin?

In Berlin lebt man hauptsächlich im eigenen Kiez, das merke ich auch an mir selber. Gerade weil

die Stadt so gross ist, braucht man einen Rückzugsraum. Deshalb haben viele Quartiere ganz unterschiedliche Ausprägungen. Das neu entstandene Hauptstadtviertel hat seine Identität, genauso wie Charlottenburg mit seiner gründerzeitlichen Substanz. Aber auch in Marzahn-Hellersdorf mit seinen sanierten Plattensiedlungen fühlen sich die Leute sehr wohl, weil sie dort vielleicht aufgewachsen sind und das für sie ein Stück Heimat ist. Lange sprach man von Berlin als Steinerne Stadt. Aber Berlin bietet viel mehr, zum Beispiel ein fantastisches Umfeld mit einer eindrücklichen Wasserwelt.

Fällt dieser Naturraum einer Schweizerin eher auf als einem grosstädtischen Berliner?

Es gibt zwei Typen von Berlinern, den Urberliner, der sich in seinem Kiez wohlfühlt und den Rest von Berlin kaum kennt. Dann gibt es die anderen, auch oft neu zugezogenen Berliner, die schätzen das unglaubliche Potenzial der Stadt und ihrer Umgebung und nutzen es auch.

Nutzen Sie die zur Musse einladende Umgebung?

Leider viel zu wenig. Ab und zu bin ich während der sehr spärlichen Freizeit auf dem Fahrrad unterwegs. Aber mein Privatleben ist aus zeitlichen Gründen sehr eingeschränkt.

Wie haben Sie sich vernetzt, nachdem Sie in Berlin ja niemanden kannten?

Am Anfang, als ich noch nicht ganz so viel zu tun hatte, nahm ich mir die Zeit, viele Kennenlerntermine zu vereinbaren. Wann immer ein Projekt oder ein Thema auf meinem Pult lag, fuhr ich abends mit dem Fahrer noch vorbei, um mir einen Überblick über die Stadt zu verschaffen. Während der vielen Neujahrsempfänge stellte ich nun fest, dass ich ungefähr ein Drittel der Gäste bereits kenne. Das gibt einem das Gefühl, man sei angekommen.

Haben sich auch Freundschaften daraus entwickelt?

Wenige. Alle, die ich hier kennen lerne, lernen mich in meiner Funktion kennen. Nur ganz wenige laden einen vielleicht mal zu einem Abendessen ein aus rein privatem Interesse.

Sie haben einen schwierigen Job und sind erst noch alleine

hier. Wie gehen Sie mit dieser Einsamkeit um?

Das ist tatsächlich nicht leicht. Ein Telefonat ersetzt kein persönliches Gespräch und ist erst noch anstrengend, weil ich erst um Mitternacht dazu komme und dann sehr müde bin. Ich versuche aber, mir die Wochenenden ab und zu frei zu halten, einerseits, um alle paar Wochen in die Schweiz zu fliegen, andererseits, um mit meinem Partner ab und zu Berlin zu geniessen.

Fehlen Ihnen die Vertrauenspersonen nicht?

Doch. Meine nächste Vertraute ist die Senatorin, die mich auch hervorragend in die politische Arbeit einführte. Und auch meine beiden Kolleginnen Staatssekretärinnen. Und nach und nach erweitert sich dieser Kreis.

Wie reagiert Ihr Umfeld auf Ihren schweizerdeutschen Akzent?

Der löst viel Sympathie aus. Zudem genießt die Schweiz in der Fachwelt einen sehr guten Ruf. Was an Architektur aus der Schweiz kommt, hat einen guten Namen. Politisch wird mir als Schweizerin einiges nachgesehen.

Werden Sie ernst genommen?

Ja, und was mich anfänglich erstaunt hat: Was die Senatsbaudirektorin zu Städtebau und Architektur sagt, gilt schon fast als gesetzt. Wobei das auch mit der schon erwähnten Achtung der Hierarchie zu tun hat.

Sie betonen wiederholt, dass Städtebau Kommunikation sei. Können Sie offen kommunizieren, nachdem nichts vertraulich bleibt?

Ich kommuniziere nicht weniger, aber vorsichtiger. Gerade in einem Umfeld, in dem alles raus geht, wäre es eine falsche Kommunikationsstrategie, nicht zu kommunizieren. Kommunizieren heisst eben auch Allianzen bilden, Vertrauen schaffen, immer wieder erklären, warum man diesen und keinen anderen Weg geht. **Gab es Momente, in denen Sie den Bettel hinschmeissen wollten?**

Ja, vor allem wenn ich mich wieder einmal fragte, wie wir die enorm komplexen Prozesse und riesigen Projekte mit den beschränkten uns zur Verfügung stehenden Ressourcen umsetzen sollen. Es bemerkt nicht nur bei

absoluter Personalstopp, sondern es muss auch jedes Jahr wieder Personal abgebaut werden. Das behindert einen gesunden Generationenwechsel und die Chance Knowhow an die jüngere Generation weiterzugeben.

Das hätten Sie aber wissen müssen. Die prekäre Finanzlage Berlins ist bekannt.

Wissen ist das eine, Erleben das andere.

Machen Sie sich Gedanken, was nach Berlin kommen könnte?

Mehr als vor einem Jahr. Und zwar, weil ich hier in einer extremen Situation lebe. Ich weiss nicht, wie lange ich diesen Rhythmus beibehalten will. Hinzu kommt das Familiäre: mein Partner, Familie, Freunde sind in der Schweiz. Längerfristig will ich Beruf und Familie wieder unter einen Hut bringen.

Die nächste Stufe auf der Karriereleiter ist also kein Thema?

Nein, nicht im Geringsten. Ich kann mir eher vorstellen, meine kreativen Seiten später wieder an andere Art auszulieben, da ich